

## Die Flucht nach Wien. Traum und Wirklichkeit Studentenzeit

Graz, das war eine Stadt zum Wohlfühlen, aber wenn die Umstände nicht passen, zum Herumtrödeln wie geschaffen. Ich floh aus dem Zimmer im Studentenheim, das ich mit zwei Kommilitonen teilte und wo ich nicht einmal einen Tisch hatte, in den Studiersaal, der fest in der Hand der Technikstudenten war, und von dort ins Kaffeehaus. Die Universität war enttäuschend, in Germanistik kein Wort von Literatur, dafür statistische Wortinterpretationen, Konstrukte, Formalismen. In Geschichte wohl interessante Details, aber keine Zusammenhänge, keine Philosophie, und Epigraphik als Rätselwissenschaft. Die Umstände waren unglücklich, die Erwartungen, die die Lehrer im Gymnasium geweckt hatten, wurden nicht erfüllt. Außerdem meldete sich das Interesse für Architektur wieder. Ich dachte an die verrauchten dunklen Zimmer bei meinem Großonkel Karl in Wien und träumte von den Ideen, die dort aus dem alten modrigen Ambiente als schöne, leuchtende *Blumen* herauswachsen würden. Mit dem Wechsel des Studiums wollte ich auch den Ort wechseln, neu anfangen und mich vorerst in diese Klausur zurückziehen.

Mit dem grauen Haus in der Graf Starhemberg Gasse verband ich die Erinnerung an Wien-Besuche. Geblieben ist mir die Erinnerung an die Unterzeichnung des Staatsvertrages am 15. Mai 1955 im Belvedere, für mich die Vorfahrt der Staatskarossen in der Prinz Eugen Straße, die abendliche Feier und der Tanz des Donauwalzers auf dem Rathausplatz. Dafür habe ich *ehrlich* Schule geschwänzt und war immer stolz darauf. Nebenerscheinungen waren Billigkäufe in den sich auflösenden sowjetischen USA-Geschäften und die Hektik unter den *Friedenstauberln*, wie der *Karl-Onkel* die Wiener Mädeln nannte, die vor der Kommandantur im IV. Bezirk, schräg gegenüber seiner Wohnung *patrouillierten*.

Doch zunächst musste ich noch auf die Übersiedlung nach Wien warten, denn ich konnte erst im Herbst anfangen, und aus der angestrebten Klausur wurde auch nichts. Also nahm ich mich inzwischen der zweijährigen Schäferhündin an, die meine Eltern während meiner Bundesheerzeit erworben hatten. Ich gab Nachhilfestunden, und wenn ich ausging, war die Hündin immer

dabei. Ich trainierte sie, war oft schon in der Früh auf den tau-nassen Wiesen und bewegte sie täglich etwa 12 bis 13 km. Als Hilfstrainer im Gebrauchshundeverein war ich zumeist Hetzer und Fährtenleger. Daneben begann ich ein Skizzenbuch mit Archi-tektureideen zu füllen, bastelte Modelle, von denen eines sogar über den Sommer in der Auslage der Hochschulbuchhandlung am Hauptplatz zu sehen war. Es war ein Vorschlag, wie der Hauptplatz wieder zu schließen wäre, der Anfang des 20. Jahr-hunderts für die Prachtstraße mit dem Namen des Kaisers durchbrochen und über die früheren Gärten des Josefees zum Bahnhof geführt wurde. Später fand ich meinen Vorschlag für ein historisierendes Gebäude mit zwei Torbögen zwar *zum Spei-ben*, aber der Platz litt und leidet tatsächlich bis heute daran, dass er nach Norden hin ausrinnt, wengleich neue Bauten eine Torsituation vorgeben und so, zusammen mit der Platzgestaltung durch Boris Podrecca das Übel mindern. Die Aktion hätte schon vorausahnen lassen, dass mir die Kühnheit eines Genies fehlt, ich aber Gestaltungs- und Entwicklungsanliegen *brav* durchzuste-hen vermag. Für einen Architekten war mir das zuwenig. Das Studium schloss ich wohl ab, aber Architekt wurde ich nicht. Architektur liebe ich weiterhin, gleich einer heimlichen, unerfüll-ten Liebe.

Die Zeit des Frühjahres und Sommers 1962 gibt aber auch Anlass, das Thema *Herr und Hund* zu vertiefen. Denn als ich 15 Jahr alt war, schenkte mir mein Vater eine fünf Wochen alte Schäfer-hündin namens Senta, die sich zu einem gutmütigen Wirbelwind, klein und zäh, entwickeln sollte. Zunächst hasste er aber den Störenfried, der in sein Leben einbrach, den er nicht wollte, der unter dem Klavier winselte und vom zweiten Stock immer zu spät zur Verrichtung seiner Notdurft ins Freie kam. Doch die Hündin hat gewonnen – und das relativ bald. Beim Urlaub im Juli 1959 in der 1.450 m hoch gelegenen Jagdhütte *Dreizipf* im Finstergra-ben von Radmer bei Hieflau war Senta zum Leidwesen der Hir-sche natürlich dabei. In der Nacht stürmten sie gegen die Hütte an und trommelten mit den Hufen gegen die Wände.

Einmal wanderte ich mit Freund Erich und Senta durch den Gössgraben zum Almwirt auf der Gleinalpe und wollte durch einen anderen Graben wieder zurück. Im Nebel erwischten wir-

den falschen Weg und kamen 40 km von Leoben entfernt, im Murtal bei Frohnleiten heraus. Senta hatte keinen Maulkorb, und so konnten wir weder mit der Bahn noch mit dem Bus zurück nach Leoben fahren. Mein Vater hatte kein Automobil, und Erichs Vater war schwer zu erreichen, wenn er nicht gerade Ordination hatte. Mobiltelefone kamen erst ein paar Jahrzehnte später. Schließlich holte uns doch Erichs Vater ab.

Das Letzte, was ich von Senta sah, war ein apathischer Blick aus dem Käfig des Grazer Tierspitals. Sie starb mit vier Jahren an Gebärmutterkrebs. Meine Eltern erbarmten sich der einjährigen Schäferhündin *Agitta von Windischberg* aus der Zucht des bekannten Architekten, bei dem ich auch Ferialpraxis gemacht hatte. Die Züchter waren unzufrieden mit ihrem Platz, da sie in einem Stall hausen musste. *Gitti*, geworfen am 3. 2. 1960, kam am 6.5. 1961 zu meinen Eltern. Wenn wir die früheren Besitzer trafen, strafte sie diese mit Ignoranz. Ein eigenartiger *Instinkt* veranlasste sie, in einem Lokal völlig ruhig unter den Tisch zu bleiben, solange der Kellner etwas brachte, aber wenn er kassieren wollte, reckte sie die Schnauze hervor und bellte ihn unfreundlich an.



mit Senta, Juli 1958



Gitti, 1962

Zur Hundegeschichte gehört eine kleine Pferdeggeschichte, die noch auf die Zeit mit Annelie zurückgeht. In der Nähe von Leo-

ben war ein Haflinger-Gestüt, das zur morgendlichen Bewegung und Pflege ihrer Pferde eine Reitschule betrieb. Ich kam dazu, und es machte mir Spaß, in Reithose und Stiefeln in die Schule zu kommen. Genauso, wie ich auch manchmal Senta mitnahm und in der letzten Reihe unter einem freien Tischchen platzierte. Der ob seiner deftigen Sprüche bekannte Geographie- und Naturgeschichtelehrer *Lepo* sagte, nachdem er die Hündin entdeckt hatte, sogar einmal, dass sich die Schüler ein Beispiel an der Disziplin und dem Ruhigverhalten des Hundes nehmen könnten. Schließlich kam ja auch der Direktor immer mit seinem Jagdhund zum Dienst. Beiden, dem Direktor und dem Lehrer, war gemeinsam, dass sie gern einen Schluck über den Durst tranken, aber was den Unterricht des Lehrers betraf, gab es kein Problem deswegen. Alle erinnern sich noch nach Jahrzehnten an die Erklärung von Chromosomen von Frankfurter-Würsteln. Oder an die bunten, lebhaften Beschreibung in der Länderkunde. Das blieb eben haften, und nicht nur für einen Tag.

Er war die Zeit, da ich schon von Rückzug und Einsamkeit träumte. Ein Haus im Wald geisterte durch meinen Kopf, aus Naturstein, irgendwie rund, jedenfalls mit Pferd und Hund, Letzterer durchaus auch in der Mehrzahl, und einer großen blonden Partnerin. Und er dachte sich vage in die Rolle eines Schriftstellers hinein.

### **Wien, die erste Phase: Neustiftgasse 55**

In Wien fand ich ein Kabinett in der Neustiftgasse 55 im VII. Bezirk. Direkt gegenüber der Neustiftgasse 40, dem Zinshaus von Otto Wagner, den ich vor allem wegen der Stadtbahn und der Postsparkasse sehr verehrte. Die Pringlingers im selben Haus wussten zu erzählen, dass der große Architekt kein angenehmer Zeitgenosse gewesen und mit den Leuten sehr schroff umgegangen sei, besonders mit seinem Hausmeister.

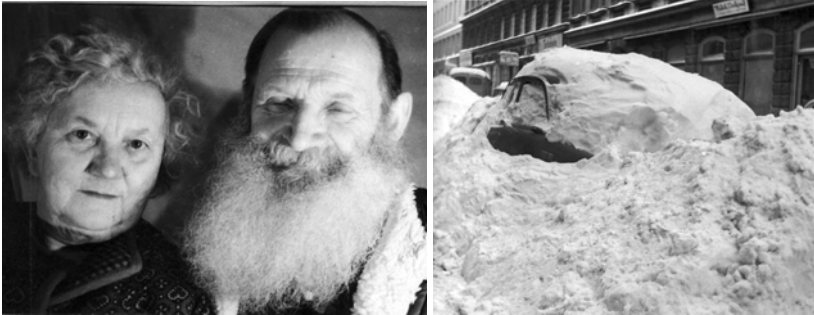
Wie später später von meinem Lieblingserzähler Dietmar Grieser aus dessen Buch *Verborgener Ruhm* erfuhr, hat in dieser Gasse auf Nummer 112 der aus Franken eingewanderte Fleischhauemeister Johann Georg Lahner, Liebhaber einer Baronin, eine Fleischhauerei gründet. Er ist der *Erfinder* der Frankfurter Würstel, die seit dem 15. Mai 1805 die Wiener, bis hin zum Kaiser, begeis-

terten. Ich hielt es ab September 1962 bescheidener. Meistens kochte ich einen Topf Zwiebelsuppe und löffelte ihn, oft mehrere Tage lang, und aß dazu Brot. Von den 750 Schilling im Monat brauchte ich 250 für das Zimmer und für alles andere musste der Rest reichen. Einmal im Monat aber musste ein Heurigenbesuch sein. Zunächst mit einem Freund aus Bundesheertagen, der in Wien, ohne Hoffnung auf einen Lehrereinstellung, Germanistik studierte, aber gleichzeitig in den Essenzen-Vertrieb seiner späteren Frau einstieg. Er meinte, dass der Massenansturm in diesem Fach zu Beurteilungen geführt habe, die dem Abwerfen der Arbeiten über die breite Uni-Treppe glichen, bei dem die am weitesten unten gelandeten die besten Noten bekamen. Bald kamen auch Kollegen zur Heurigenrunde, ein paar Wiener und Badener, der Oberösterreicher Klaus (Knopp), genannt *Tobias*, und der Aschaffenburgener Karl Hubert (Jung). Mit diesen beiden wanderte Helmut auch einmal zu Fuß bis Perchtoldsdorf.

Es war eine schöne Zeit. Das Studium machte Spaß, im kleinen Kino hinter dem Volkstheater konnte man vorne um 4,50 Schilling sitzen, oder man ergatterte einen Stehplatz um 5 Schilling in der Staatsoper. Es machte Freude, doch manchmal war mir die Zeit für das Anstellen zu lang. Einige rückten schon in der Nacht vorher mit Campingbett aus. Jedenfalls war das Leben mit der Oper herrlich, und auch Bekanntschaften ergaben sich auf der Galerie der Staatsoper. Ein eher skurriler Typ aus dem Stehplatz-Völkchen kam aus dem Schwabenland. Er hieß Peter Wolfgang Blum, war unglaublich wissbegierig, diskussionsfreudig und bemühte sich, möglichst korrekt zu sein. Als er mich später einmal in Leoben bei meinen Eltern besuchte, sprach er sie mit *Herrschaften* an. Das blieb ihm.

Manchmal machten Helmut und er auch Ausflüge. Er war im letzten Sommer in Griechenland gewesen und hatte tausend Fragen zur Kunst und Philosophie. Er wollte auch unbedingt wieder hin, in das Land seiner Sehnsucht. Irgendwann machte er es auch, denn er kam von dort auf Besuch, aber in welcher Kleidung! Er war in Griechenland in das Kloster Athos gekommen, lernte Griechisch, trat zum orthodoxen Glauben über, und 1975 stand er plötzlich als *Mönch Alexander* in Eisenstadt vor der Tür. Er kam aus dem berühmten Katarina – Kloster auf Sinai, wo er

nun lebte, und verschwand wieder, offenbar auf Nimmerwiedersehen.



*Priglinges, Neustiftgasse 55, im 4. Stock und vor dem Haus, Februar 1963*

Von den Kollegen kam zum engeren Kreis Werner Havlicek, auch zu Reinhard Medek bestand ein guter Kontakt. Er zog das Studium im Eiltempo durch und blieb mit Manfred Nehrer auch später als Architekt verbunden, bis Reinhard 2003 plötzlich verstarb.

Ich ging mit Karl Hubert in ein Kirchenbau-Abendseminar, das der Jesuit und Professor Herbert Muck leitete, der seit 1960 an der Akademie der Bildenden Künste lehrte. Am 22. November 1963 hatte er wieder einmal am Abend Architekturstudenten um sich versammelt. Zu Gast war Unterrichts- und Kulturminister Heinrich Drimmel. Auf einmal kam ein Mann zu ihm und flüstert ihm etwas ins Ohr. Die Regierungsmitglieder sollen ins Bundeskanzleramt kommen, sagte er dann, der US-Präsident John F. Kennedy sei um 19.30 Uhr, in Dallas 13.30 Uhr, ermordet worden. Und schon begannen die Spekulationen, die nie ganz verstummten. Die Stimmung war recht eigenartig, politische Morde sind zwar nicht so außergewöhnlich, aber mit J.F. Kennedy verbunden auf der ganzen Welt viele Menschen Hoffnungen, wie ich es nur einmal noch erlebt habe, nämlich 1986, als ich in der Sowjetrepublik Usbekistan war, und Gorbatschow mit Glasnost und Perestroika begann, die sowjetische Welt auf den Kopf zu stellen und damit das politische Weltgefüge zu verändern. Ein Hauch von Weltgeschichte wehte durch die alten Mauern des Jesuitenkollegs. Muck hat mich übrigens Helmut 1965 für meine Reise in den Nahen Osten mit Empfehlungsschreiben unterstützt.

## Wien, die zweite Phase: Sobieskigasse 4

Nach dem Tod von Helmut's Quartiergeberin suchte er eine neue Unterkunft. Werner, dessen Schwester nach Holland geheiratet hatte, stellte ihr Zimmer in der Sobieskigasse 4 zur Verfügung, in dem Helmut Tür an Tür drei Semester mit Werner lebte.

Am Tage vor dem Aufbruch aus der Neustiftgasse geschah Unvorhergesehenes, denn ich traf meine verflissene Liebe Annelie wieder, wir gingen baden, und der Abend zog sich bis zum Morgen hin. Und am Morgen war es höchste Zeit, in der Neustiftgasse die Siebensachen zusammenzusuchen, denn der Vater war schon mit dem VW von Leoben her unterwegs. Und dann noch die großzügige Geste, mich mit seinem Auto nach Hause fahren zu lassen. Das wäre mir jederzeit willkommen gewesen, aber gerade an diesem Tag, nach dieser Nacht!

Es folgten Ferienpraxis bei einem Architekten in Leoben, eine Bahnfahrt nach Athen und ein Leben aus dem Rucksack bis September. In Wien stand die Prüfung bei Professor Hans Koepf in Baukunst I vor der Tür. Welches Thema würde ich bekommen? Es wurden die griechischen Tempel, die ich vor wenigen Wochen gesehen und gezeichnet hatte. Glück muss der Mensch haben. Die Architekturgeschichte wurde sowieso immer interessanter für ihn, und später auch der Städtebau.

Neue Erlebnisse führten zu neuen Vorhaben. Walther Tscharnuter hatte schon 1961 den Privatpilotenschein erworben. Im Studium von Physik und Mathematik hat er von Graz nach Wien gewechselt. Später, 1967, promovierte er in diesen Fächern und Philosophie *sub auspiciis praesidentis* und erhielt 1970 ein amerikanisches Fulbright Forschungsstipendium nach New York für das Gebiet *Laserlichtstreuung am kritischen Punkt von binären Gemischen*. In der gemeinsamen Zeit in Wien war Helmut öfter sein Fluggast, besonders in Erinnerung blieb mir ein Österreich-Rundflug bei *Kaiserwetter*. Das Institut für Baukunst und das für Städtebau, Raumforschung und Raumplanung von Professor Rudolf Wurzer freuten sich mit über das Bildmaterial.

Der Badener Kollegen Fritz Friedl zeigte Interesse für die *große* Reise, die Walther und Helmut ausheckten. Denn Helmut wollte nach der Ersten Staatsprüfung, die er mit Abschluss des fünften Semesters geplant hatte, Ägypten, Syrien, Jordanien und Israel bereisen. Also stiegen sie am 28. Februar 1965 am Flugplatz Aspern in eine Cessna 175. Walther flog nach ein paar Tagen wieder zurück, Fritz hatte die Staatsprüfung nicht so pünktlich gemeistert und verabschiedete sich Mitte April, während Helmut bis ins letzte Maidrittel blieb. Bis dahin war er nicht erreichbar und niemand wusste, wo er nach einem spät eingelangten Brief schon wieder war. So erfuhr er auch erst in Leoben, dass ihre Finanzplanung nicht gehalten hatte. Erstens kamen die drei Ägypter nicht, die sich über eine Studentenorganisation für den Flug nach Wien angemeldet hatten. Zweitens wurde das Flugzeug bei einer Zwischenlandung nicht voll aufgetankt, sodass Walther statt am Flugplatz Graz-Thalerhof auf einem Feld bei Leibnitz unsanft landen musste. Walther ist zwar nichts passiert, aber die Kosten, die ihm aus beiden Fällen erwachsen und die er unbedingt allein tragen wollte, waren enorm. Drittens, und das war dagegen harmlos, passierte bei der Inskription für das Sommersemester ein Fehler, sodass das Stipendium, das ich einkalkuliert hatte, ausblieb. Den Kredit, den ich von meiner Böhmelein-Großmutter Apollonia erhalten hatte, konnte er aber durch Ferialpraxis als *Zeichenknecht* bei einem Architekten, beim Bundesheer auf der Seetaler Alpe und mit Lichtbildervorträgen zu guten Teilen bald zurückerstatten.

Vor der Reise hatte ich die Zelte bei Werner schon abgebrochen. Die Kontakte blieben, als ich einen Platz im Internationalen Studentenheim, kurz IS, erhielt. Ich hatte das über politische Kanäle betrieben, wobei mir zu Gute kam, dass einige Studenten hinausgeworfen wurden, die in eine Affäre an der Universität für Welthandel, später Wirtschaftuniversität, verwickelt waren. Denn Professor Taras Borodajkevic wurde der Verbreitung von nationalsozialistischen Gedankengut, jedenfalls antisemitischer Äußerungen in den Vorlesungen geziehen. Es kam zu Demonstrationen und Tumulten, die nicht ohne Folgen blieben. Ich zog im Herbst 1965 in das IS der Stadt Wien ein. Es gab drei Blöcke, zwei für männliche und einen für weibliche Studierende. Der Aufenthalt, ja sogar das Betreten der jeweils dem anderen Ge-



schlecht gewidmeten Wohnräume war streng verboten. Die Einzelzimmer hatten wohl eine Dusche, aber kein WC, eine Küche gab es am Gang. So der damalige Standard.

Ich hatte meine Erscheinung wieder einmal auf Rübezahl geschaltet, also meinen kastanienroten Bart sprießen lassen, der bereits Wellen schlug. So sah mich bei der Krampusfeier auch ein Mädchen, das eben Medizin zu studieren begonnen hatte und mit dem Jus studierenden Kärntner Kollegen am selben Stock, Helmut *Whisky* Wissiak befreundet war. Überhaupt war das Idiom des südösterreichischen Bundeslandes vorherrschend, und es färbte auf jeden Fall ab. Ein anderer von dort war Helmut *Måtschi* Feucht, der einmal Chefredakteur bei ORF-Radio Kärnten werden sollte, ein weiterer der WH-Student Herbert Liaunig, der in der österreichischen Industriellen-Szene kein Unbekannter geblieben ist und der sich von der Architektengruppe *querkraft* sogar ein privates Museum errichten hat lassen, das ihm die Nominierung zum *Österreicher des Jahres* 2009 einbrachte, die er aber zurückzog. Einen Salzburger gab es am Stockwerk und einen Burgenländer aus Eisenstadt, Werner Ehrenhofer, ein begnadeter Geigenspieler, der den jungen Rainer unterrichtete und deswegen auffiel, weil er den vereinzelt Katzenmusiken im Haus einen befreienden Wohlklang gegenüberstellte. Später unterrichtete er am Haydn - Konservatorium seiner Heimatstadt und leitete das Haydn-Quartett. Rainer wurde Solist. In der Runde gab es sogar zur gleich Zeit einen Israeli und einen Araber, ferner einen slowenischen Jugoslawen und schließlich meinen-Nachbarn, *Big Brother* Herwig Graf auf der einen Seite und den *wilden Kurden* Nuri Vargün auf der anderen. Mit Herwig konnte ich bis zum Morgengrauen im Park ums Heim kreisend diskutieren. Nach drei Semestern in diesem Haus brach der Kontakt wieder ab. Anders bei Nuri, denn mit ihm blieb ich, allerdings mit immer längeren Pausen, bis zu seinem Tod im Frühjahr 2009 in Verbindung.

### **Wien, die dritte Phase: Der Mann ohne Parallele**

„Mein lieber Mann!“, rief Nuri, klopfte an die die Tür, und schon war er im Zimmer. „Hast du Parallele? Kannst du mir geben? Ich muss zeichnen Seilkrän, Teufelsache!“ Ich hatt natürlich etwas,

womit man parallele Striche ziehen konnte, nämlich eine Reißschiene. Diese Bezeichnung war für den dunkelhaarigen Mann aus dem Orient zu abstrakt. Er hatte vielleicht 200 Vokabeln parat, aber damit hat er genial jongliert. „Ich gebe dir zurück, wenn bin fertig“. Und weg war er.

Irgendwo im wilden Kurdistan hütete Nuri Schafe oder Ziegen. Die nächste größere Stadt, Diyarbakir, war weit weg. Er zeichnete sehr gerne, mit welchem Gerät auf welchem Grund auch immer. Wer sein Talent entdeckte, blieb uns vorborgen, oder es geriet einfach in Vergessenheit. Es blieb jedenfalls nicht beim Zeichnen nach der Natur. Auch technischen Hilfsmitteln galt sein Interesse. Schließlich wurden Seilkräne und Material-Seilbahnen für Holztransporte und für Baustellen von Touristik-Seilbahnen sein Interessensgebiet. Oder sein Schicksal. Mit dem Ingenieurtitel der Universität Istanbul kam er zur Spezialausbildung nach Wien an die Universität für Bodenkultur. Er war ein gläubiger Moslem, was ihn in geselliger Runde nicht von einem guten Schluck Rotwein abhielt. Immer wieder erzählte er auch von seiner Heimat, von den Schwierigkeiten, denen die Kurden ausgeliefert waren. Raumfüllend waren die Düfte, die sich im Studentenheim während des Ramadan von der Küche aus über die Seitengänge vor den Zimmern verbreiteten und zum großen Stiegenhaus mit den Treppen und Liften für die zwei aneinander stehenden Wohnblöcke zogen. Den ganzen Tag beklagte er lautstark das Fastengebot, aber nach Sonnenuntergang kochte und aß er stundenlang, um den nächsten Tag zu überstehen. Er ließ auch andere daran teilhaben, spielte mit seiner Hirtenflöte Kurdisches oder Türkisches, wer wollte das unterscheiden.

Er mochte älter sein als ich, genau war das nicht zu erfahren. Er selbst sagte, in den Bergen habe man die Registrierung nicht so genau genommen, und schreiben hätten nur wenig gekonnt. Er litt sichtlich darunter, dass er ohne Partnerin war, verhielt sich aber sehr korrekt. Mit einem gewissen Schmunzeln sagte er, er sei ein wilder Kurde, und auch das sei Teufelssache, dass er keine Frau habe. Als er wieder in seiner Heimat war, wurde er in die staatliche Forstverwaltung aufgenommen, was ihn gar nicht so glücklich gemacht hat, denn die *Bergtürken*, wie die Kurden offiziell genannt wurden, waren bei den Türken nicht sehr be-

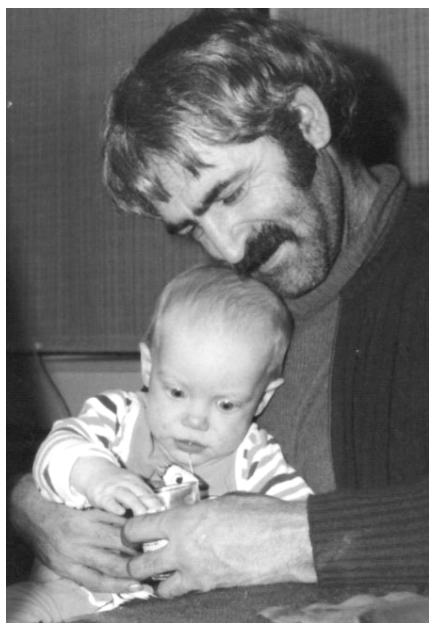
liebt. Dazu sei gekommen, dass einerseits auch in seiner Familie Anhänger von Kurdenführer Öcalan waren. Und andererseits erwartete die Familie, dass er sie aus seiner Position heraus mit Holz versorge. Das sei wohl üblich und würde gleichsam als Teil des Lohnes betrachtet, aber das sei nicht so einfach bei der Arbeit mit Seilbahnen und Seilkränen und für Kurden überhaupt. Es dürfte ihm aber auch gar nicht gepasst haben. Denn nun drehte sich alles um seine Frau aus Diyarbakir, mit der er endlich sein Glück gefunden hatte.



*Nazan und Nuri 1971*

Im Juni 1972 kam ein Brief von ihm, in dem er die Beschwerlichkeit seiner Arbeit ebenso beklagt wie die langen Trennungen von seiner Frau, die sich durch die fernen Arbeitseinsätze ergaben. Eine *Teufelsache* für ihn, und die Bezeichnung war wohl auch ein Zeichen zunehmender Verzweiflung. Er wollte wieder in

Deutschland oder Österreich eine Arbeit suchen, und Nazan würde dann mit ihm kommen. Ich war überzeugt, dass er diesen Wunsch mit der Hoffnung verband, dass er mehr mit Nazan zusammen sein könnte, und dann könnte es auch mit dem ersehnten Nachwuchs endlich klappen. Also verließen sie die Türkei und kamen nach Österreich. Ich besuchte sie 1974 in Kufstein am Weg zu einer Vortragsreise nach Südtirol. Nuri hatte nach fünf Monaten endlich wieder Arbeit bei einer Firma, bei der er schon von früher war. Nazan arbeitete für 4.000 S im Monat in einem Supermarkt. Beide freuten sich sehr, und wir machten einen Ausflug nach Thiersee. Sie erzählte, dass sie bei jeder Regel fast sterbe, und er sprach über seine wenigen aktiven Spermien infolge einer chronischen Hodenentzündung. Aber ihr Kinderwunsch war stark und ihre Hoffnung ungebrochen. Unbefangen schilderten sie, wie sie sich um die Zeugung bemühten. Im Februar 1976 besuchten sie uns in Eisenstadt. Unser Sohn Herwig war gerade ein halbes Jahr alt.



Irgendwann schafften Nazan und Nuri es doch, und sie bekamen eine Tochter. Der Wunsch nach einem Sohn war schon lange nicht mehr im Vordergrund, jetzt aber gar keine Diskussion

mehr. Zelal wuchs heran, sie übersiedelten in ein kleines Häuschen in Arnoldstein und waren eine durchwegs glückliche Familie. Dass Nuri zur Tochter Zelal von *Mama Karin* und *Papa Iwan* sprach, hatte einen tieferen Sinn, der bald eine tragische Bedeutung bekam. Denn als sie in einer Gewalttour im eigenen PKW ihre alte Heimat besuchten, fuhr Nuri, ich glaube es war nicht weit vor Diyarbakir, in der Nacht auf einen unbeleuchteten Lastwagen auf und lag wochenlang im Koma. Nazan verstarb am Beifahrersitz, nur Zelal, die im Fond des Wagens schlief, blieb unverletzt. Mit großer Zähigkeit setzte er es später durch, dass Zelal eine *Leihmutter*, wie er sich ausdrückte, bekam, und sie trotz seiner Beeinträchtigungen in Arnoldstein im Haus bleiben konnte. Er bezog eine Invalidentrente, mit der er allerdings die Kreditraten für das Häuschen nicht abdecken konnte.

Er hatte uns gebeten, dass wir die Obsorge für Zelal übernehmen, sollte er sich nicht mehr um sie kümmern können. Das wäre allerdings nur durch Adoption möglich gewesen. Doch dieser stand entgegen, dass Nuri und damit auch Zelal türkische Staatsbürger waren. Also keine Chance für *Mama Karin* und *Papa Helmut* für ein sechstes, allerdings adoptiertes Kind. Das halbe Dutzend, von dem Karin einmal träumte, war also auch auf diesem Wege nicht zu erreichen.

Als ich mich bei einem Besuch dem Häuschen näherte, sah ich Wurzelstöcke, die mit wenigen Eingriffen zu urtümlichen Gebilden geformt waren. Der *Zeichner* Nuri ist also auch plastischer Gestalter geworden. Und als er dann aus dem Haus kam, war mein erster Gedanke, auch er selbst sei zu so einer ähnlich knorrigen Gestalt geworden. Das Haar, inzwischen mehr weiß als grau, stand so stark in Widerspruch zur Erinnerung, dass er zwischen den Holzstrünken wie ein Fremder hervor trat. Aber dann ertönte die wohlbekannte Stimme: „*Mein lieber Mann, du siehst alten Mann*“, und es folgten die Erinnerungen, die Freuden und die Schrecken des Unfalls, die Schilderungen des Kampfes um Zelal und seine Sorge, dass sich Nazans Familie wegen seiner Schuld an Nazans Tod rächen könnte.

Im März 2009 klang am Telefon die unverwechselbare Stimme mit der seit über vier Jahrzehnten bekannten Anrede: „*Mein lieber Mann!*“ Er erzählte, dass er nun eine Wohnung von der

Gemeinde gemietet habe, denn das Haus sei für ihn nicht zu retten gewesen. Und dass Zelal in Graz sei und Architektur studiere. Ich war sehr überrascht und versprach ihm einen Besuch. Vorerst schrieb ich einen Brief, auf den ich allerdings keine Antwort bekam. Im Mai wollte ich nachforschen, als plötzlich mein Brief an ihn als Retoursendung im Postfach lag. Er trug den Aufkleber *Adressat verstorben*. Auskunft erhielt ich keine, die Recherche nach der Tochter in Graz blieb erfolglos. Alles hatte sich aufgelöst wie ein Traum beim morgendlichen Erwachen. Ich hätte aus Nuri gerne eine Romanfigur gemacht, doch den Roman habe ich nie zu schreiben begonnen, und nun habe ich keine Hoffnung mehr, dass diese Idee je umgesetzt würde.

### **Wien, die vierte Phase: Nebenfrauen**

Zurück zur jungen Medizinstudentin, die ich am Beginn des Jahres 1966 wieder, dieses Mal an der Straßenbahnhaltestelle, traf. Sie gab sich eigenartig zurückhaltend. Ich hatte allerdings vergessen, dass inzwischen seinen Rauschebart abrasierte und sein Gesicht glatt wie einen Kinderpopo war. Wir trafen einander öfter, und sie hielt sich auch gern bei mir im Zimmer auf. Die Nachbarn, in erster Linie die unmittelbaren, kümmerten sich sehr darum, sie nicht wegen des Besuchsverbotes aufflog. Auch der Nachtportier hatte keine Chance. Das System funktionierte so gut, dass er bestenfalls mich allein und im Dunklen vorfand. So lebten wir ein Sommersemester lang. Dann entschied sie sich, das Studium an den Nagel zu hängen und sich in Physi(k)otherapie ausbilden zu lassen, wo ihre Körpergröße von 156,5 cm für die Aufnahme reichte, nämlich im Hanusch-Krankenhaus der Wiener Gebietskrankenkasse.

Die Aufgabe des Studiums bedeutete für sie auch den Verlust eines Privilegs, das ich sehr vorteilhaft fand. Sie musste nämlich wegen ihrer Neurodermitis manchmal stationär behandelt werden. Als *Kollegin* erhielt sie ein schönes Zimmer und ein gutes Bett, und man kümmerte sich um sie. Auch ihre Mutter, die ihre Tochter Karin besuchte, besuchte, habe ich dort kennen gelernt. Nach Aufgabe des Studiums war Karin nur mehr eine Nummer im großen Bettensaal, die sanitären Verhältnisse waren bedenklich, ebenso die *Kotzendecke*, und sie wurde links liegen

gelassen. Inzwischen sind die Gebäude des alten Allgemeinen Krankenhauses längst renoviert und zum Uni-ampus umgebaut.

Im Sommer 1966 - das Heim wurde als Hotel genutzt - machte ich Ferialpraxis in Leoben eine Bundesheer-Übung in Leibnitz. Es war der Sommer der Briefe, denn es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht miteinander korrespondierten. Im September verbrachten wir einen gemeinsamen Urlaub in Cesenatico. Das heißt, sie fuhr mit ihrer Freundin Waltraud Berger auf Urlaub und ich kam nach. Obwohl Waltraud aus dem Kreis der Freundinnen, die ich als *Nebenfrauen* bezeichnete, die *Lieblingsnebenfrau (LNF)* war, komplimentierten wir sie in das Einzelzimmer. Später wurde sie die *LNF1* und blieb mit uns verbunden. Auch mit den anderen *Nebenfrauen* blieben die Kontakte unterschiedlich lang erhalten. Brigitte W. hatte einen Bruno als Freund, den sie nie *herzeigte*. Als ich später mit dem Energie-Sektionsleiter des Wirtschaftsministeriums zu tun hatte, deren Leiter Bruno Z. hieß, ahnte ich, dass das Brigittes Bruno sei. So war es auch, und es entwickelte sich sogar eine gewisse Freundschaft. Schließlich hatte ich als fürsorglicher *Haremswächter* Brigitte schon vor ihm die Füße gewärmt.

Im Herbst 1966 begann die U-Boot-Zeit im Studentenheim. Es hatte sich ja schon alles gut eingespielt mit den verlässlichen Nachbarn. Eine kritische Lücke im Sicherheitssystem war der Lift, denn er fuhr manchmal mit Karin spazieren. Denn ihr Gewicht war für die Kontaktbodenplatte im Lift gerade ausreichend oder aber gerade nicht. Formal hatte sie wohl bei der Freundin von *Måtschi* ein paar Häuser weiter Quartier und für diese Gefälligkeit hüteten wir manchmal die zwei Kinder der Dame. So verging das Wintersemester. Der Frühling 1967 wurde für uns die Türkenschanzpark-Zeit. Das Erwachen der Natur stand Pate, als wir ein eigenes Nest ohne Geheimnistuerei suchten. Zuerst im selben Bezirk, mehr eine Kellerstube, dann die Wohnung in Favoriten. Edgar M. half uns mit dem Transporter des Essenzen-Vertriebs, einmal hin und einmal her. Die *Kameradschaft* aus der Bundesheerzeit hielt also noch nach sechs Jahren. Die Beziehungen zu Edgar und Inge verloren sich, als wir ins Burgenland zogen.

Bei der Suche nach einer eigenen Heimstatt hatten wir schon Ringe und trugen sie sogar an der rechten Hand. Das Erwachen der Natur betraf sie auch direkt. Eine Gynäkologin hatte zwar bei ihr ein Geschwür geortet und außerdem festgestellt, dass ihre Gebärmutter für Kinder zu unterentwickelt sei, doch das Geschwür war unsere erste Tochter, die noch im selben Jahr, am 6. Dezember 1967, zur Welt kam. Da waren wir schon sechseinhalb Monate verheiratet. Zu guter Letzt bekamen wir fünf Kinder.